Ilona Fleischhauer

Als ich vor knapp drei Jahren in der NDR-Serie „Am Morgen vorgelesen“ die ersten Passagen aus dem Buch „Eine Frage der Chemie“ (von Bonnie Garmus) hörte, erinnerten mich einige Erfahrungen der Hauptperson Elizabeth Zott stark an meine eigenen. Das Buch spielt in den 1950er Jahren in den USA, aber so war es auch noch in den 1970er Jahren in Deutschland! Frauen in der Chemie stellten – sowohl an der Universität als auch im Beruf – Exotinnen dar, sofern sie nicht Laborantinnen oder Sekretärinnen waren. Selbst in den 1980er Jahren musste ich die GDCh noch daran erinnern, dass bei meinem Vornamen eine andere Anrede als „Herrn“ zutraf.

Aber wie bin ich dazu gekommen, Chemie zu studieren? Ich stamme aus einer Nicht-Akademiker-Familie im Ruhrgebiet und war die erste, die ein Gymnasium besuchte. Mangels eines naturwissenschaftlichen Mädchengymnasiums in erreichbarer Nähe (es gab keine koedukativen Gymnasien) hatten mich meine Eltern auf dem städtischen neusprachlichen Mädchengymnasium angemeldet, wo ich 1973 die Abiturprüfung ablegte. Bei den Berufswünschen meiner Klassenkameradinnen stand eindeutig der Lehrerinnenberuf im Vordergrund. Ich wollte jedoch auf keinen Fall Lehrerin werden, auch wenn meine Eltern versuchten, mir das als idealen akademischen Frauenberuf nahezulegen. Ich interessierte mich – trotz des schulischen Schwerpunktes auf Sprachen – für Mathematik und Naturwissenschaften. Medizin zog ich nicht in Erwägung. So informierte ich mich anhand der „Blätter zur Berufskunde“, einer Schriftenreihe der damaligen Bundesanstalt für Arbeit, über verschiedene Studiengänge und ihre beruflichen Perspektiven. Persönliche Kontakte zu Akademikerinnen oder Akademikern hatte ich nicht. Schließlich entschied ich mich für das Chemiestudium. Es schien mir eine gute Verbindung von Theorie und Praxis und vielfältige Möglichkeiten zur Spezialisierung im Hauptstudium zu bieten. Außerdem waren die Berufsaussichten gut: Ich stellte mir vor, dass man mit einem abgeschlossenen Chemiestudium in verschiedenen Bereichen tätig werden konnte und verschwendete keinen Gedanken auf eventuelle geschlechtsspezifische Einschränkungen.

Ich nahm das Studium zum Wintersemester 1973/74 an der Ruhr-Universität in Bochum auf. Mir fiel der Einstieg schwer: Nicht nur die sprachliche Ausrichtung des Gymnasiums, sondern auch der damalige Lehrermangel in den naturwissenschaftlichen Schulfächern waren der Grund, warum ich merkliche Lücken bei meinen Vorkenntnissen feststellte. Kurzzeitig zweifelte ich an meiner Studienwahl, aber nach dem ersten Semester waren die Defizite überwunden.

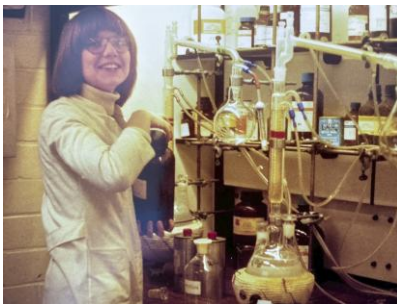
Studienbuch zum Studienstart im WS 1973/74

Da die Veranstaltungen in den ersten beiden Semestern für den Diplom-Studiengang und den Lehramtsstudiengang identisch waren, gab es in den Hörsälen und Laboren auch einen deutlichen Anteil an weiblichen Studierenden. Erst als es auf das Vordiplom zuging, wurde mir klar, dass sich nur wenige Studentinnen für den Diplom-Studiengang eingeschrieben hatten. Soweit ich mich erinnere, war ich die einzige Studentin des Jahrgangs, die bereits nach dem vierten Semester alle Vordiplom-Prüfungen bestanden hatte (das Vordiplom-Zeugnis war auf „Fräulein Ilona Fleischhauer“ ausgestellt!). Ich verstand mich gut mit meinen männlichen Kommilitonen und spürte keinerlei Vorbehalte. Durch die Kontakte in den Praktika gab es viel Zusammenhalt

innerhalb des Studienjahrganges. Natürlich empfand ich das Studium als anstrengend und arbeitsintensiv – viel Zeit für anderes blieb mir nicht, –, aber ich schätzte die klare Struktur. Ich hatte das Glück, durch die Studienstiftung des deutschen Volkes gefördert zu werden, so dass ich nicht auf Nebenjobs zur Finanzierung des Lebensunterhaltes angewiesen war.

Im Labor (1979/1980)

Als es im Hauptstudium um die Vertiefung in ausgewählten chemischen Fachrichtungen ging und ich Spezialvorlesungen und –seminare besuchte, war ich öfters die einzige weibliche Person im Raum. Ich wurde dann von den Dozenten – es gab seinerzeit nur männliche Lehrende – persönlich begrüßt. An irgendwelche diskriminierenden Bemerkungen erinnere ich mich nicht. Für die Anfertigung meiner Diplomarbeit in der Organischen Chemie suchte ich mir eine gerade im Aufbau befindliche Arbeitsgruppe mit intensiver Betreuung aus. Das wissenschaftliche Arbeiten gefiel mir, und nach 10 Semestern war ich „Diplom-Chemiker“.



Im Labor (ca. 1980)

Meine Promotionsarbeit schloss sich thematisch an die Diplomarbeit an und fand in der gleichen Arbeitsgruppe statt, so dass keine weitere Einarbeitung erforderlich war. Von meinem „Doktorvater“ fühlte ich mich anerkannt und gefördert. Ich habe ca. vier Jahre bis zum Abschluss meiner Dissertation benötigt. Während dieser Zeit habe ich mich – neben den fachlichen Problemen – mehr und mehr auch mit der Rolle von Frauen im naturwissenschaftlichen Umfeld, vor allem in sog. Männerberufen, auseinandergesetzt. Es war die Zeit um 1980, und es gab reichlich Literatur aus der sog. Emanzipationsbewegung. Ich hatte noch die Vorstellung, dass beruflicher Erfolg – und den wollte ich haben – allein von der eigenen fachlichen Qualifikation und dem persönlichen Engagement abhängt. Von einer „gläsernen Decke“ hatte ich keine Ahnung, als ich mir Gedanken über meine berufliche Zukunft machte. Im Hinblick auf eine akademische Karriere sah ich das Risiko einer zu großen Spezialisierung und des Abgeschnittenseins von der Alltagswelt. „Forschung im Elfenbeinturm“ wollte ich nicht betreiben, sondern anwendungsorientiert arbeiten.

Da ich vermutete, dass ich als Frau in der chemischen Industrie per se weniger Chancen habe und somit auch ein nahtloser Einstieg ins Arbeitsleben nicht entscheidend für meinen Berufsweg sei, beschloss ich, nach Abschluss meiner Dissertation im Jahr 1983 zunächst für einen Postdoc-Aufenthalt ins Ausland zu gehen. Ich bewarb mich erfolgreich um ein Feodor-Lynen-Stipendium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung und arbeitete knapp anderthalb Jahre an einem Forschungsprojekt an der University of California in Berkeley, USA. Diese Zeit war für meine persönliche Entwicklung in vielerlei Hinsicht prägend. Mir wurde endgültig klar, dass ich keine universitäre Laufbahn anstreben wollte, und so bewarb ich mich gegen Ende meines Auslandsaufenthaltes bei einigen deutschen Industrieunternehmen. Völlig überrascht war ich von der fast ausnahmslosen positiven Resonanz in Form

Das Aufsetzen des Doktorhutes (1983)

© 2025 GDCh-Fachgruppe Seniorexperten Chemie (SEC)

von Einladungen zu Bewerbungsgesprächen. Bei diesen gewann ich den Eindruck, dass meine Auslandserfahrung den „Nachteil“, weiblich zu sein, aufwog. Natürlich wurden mir auch Fragen gestellt, die man männlichen Bewerbern wohl nicht gestellt hätte (z.B.: „Wie stellt man es denn an, wenn man als Frau so allein in den USA unterwegs ist?“ „Wie sieht denn Ihre Familienplanung aus?“), aber die Jahre 1984/1985 waren gleichzeitig die Zeit, in der es zunehmend zum Image der großen Chemieunternehmen gehörte, auch Chemikerinnen in den Forschungsabteilungen einzustellen. Ich konnte zwischen mehreren Angeboten von potentiellen Arbeitgebern wählen. Dabei kam ich allerdings nicht auf den Gedanken, über die Höhe meines Gehaltes zu verhandeln. Ich entschied mich für eine Laborleitungsposition beim Chemiewerk Homburg, der damaligen Pharmatochter der Degussa AG in Frankfurt, da die angebotene Stelle im Bereich der Naturstoffentwicklung mir fachlich entgegenkam und besonders vielseitig zu sein versprach.

Nach einigen Jahren wechselte ich als Laborleiterin in die Chemische Wirkstoffforschung (in dieser Abteilung war ich die erste Laborleiterin), später wurde mir eine Referatsleitung im Qualitätssicherungsbereich angeboten. Die größere Personalverantwortung und die Zusammenarbeit sowohl mit nicht-klinischen als auch klinischen Unternehmensbereichen lockten mich. Mit der neuen Position begann für mich ein Tätigkeitsfeld, das mich den Rest meines Berufslebens nicht mehr loslassen sollte und schließlich auch dazu führte, dass ich nach 19 Jahren die pharmazeutische Industrie verließ.

Nach einer grundlegenden Umstrukturierung wurden nämlich die Forschungsaktivitäten im Unternehmen stark eingeschränkt. Das wirkte sich auch deutlich auf meine Tätigkeit aus, und ich sah ich dort keine längerfristige berufliche Perspektive mehr. So hielt ich nach Alternativen Ausschau. Die Stellenausschreibung „Leitung Qualitätssicherung“ des Fraunhofer-Institutes in Hannover erschien mir verlockend. Ich bewarb mich – und erhielt schnell eine Zusage. So kündigte ich meine Stelle in Frankfurt, was in meinem Umfeld für einiges Unverständnis sorgte: Wie kann man im Alter von 48 Jahren eine gut dotierte Position in der pharmazeutischen Industrie gegen eine Stelle im öffentlichen Dienst eintauschen, dabei beträchtliche Gehaltseinbußen und einen Wohnortwechsel in Kauf nehmen? Auch wenn mir der Schritt nicht leicht fiel – ich bin froh, ihn getan zu haben.

Buchautorin nach Eintritt in den Ruhestand

Ich gewöhnte mich an das neue private Umfeld und konnte schnell meine bisherigen beruflichen Erfahrungen nutzbringend in die anwendungsorientierte Fraunhofer-Auftragsforschung einbringen. Die andersartigen Herausforderungen waren mit vielen Gestaltungsmöglichkeiten und externen fachlichen Kontakten verbunden, und ich hatte die Chance, meine Expertise auch außerhalb des Institutes im Rahmen von Beratungstätigkeiten und als Schulungsdozentin einzusetzen.

Beim Wechsel in den Ruhestand konnte ich zufrieden auf meinen Berufsweg zurückblicken, auch wenn dieser anders verlaufen ist, als ich es mir bei Studienbeginn hätte vorstellen können.

© 2025 GDCh-Fachgruppe Seniorexperten Chemie (SEC)